



GREGOR SANDER

Winterfisch

Erzählungen

Wallstein

Gregor Sander
Winterfisch

Gregor Sander
Winterfisch
Erzählungen



WALLSTEIN VERLAG

Für Anette

Das Fischland ist das schönste Land in der Welt. Das sage ich, die ich aufgewachsen bin an einer nördlichen Küste der Ostsee, wo anders Wer ganz oben auf dem Fischland gestanden hat, kennt die Farbe des Boddens und die Farbe des Meeres, beide jeden Tag sich nicht gleich und untereinander nicht. Der Wind springt das Hohe Ufer an und streift beständig über das Land. Der Wind bringt den Geruch des Meeres überallhin. Da habe ich die Sonne vor mir untergehen sehen, oft, und erinnere mich an drei Male, zwar beholfen an das letzte. Jetzt sackt das schmutzige Gold gleich ab in den Hudson.

Uwe Johnson, Jahrestage

Inhalt

Winterfisch

Gegenlicht

Haus Seeblick

Weißer Nächte

Im Dunkeln

Der Stand der Dinge

Stüwes Tochter

Bergman ist tot

Jenseits

Winterfisch

Es ist Morgen, halb fünf und schon heller als ein Zwielight, mehr als eine Dämmerung, und doch noch nicht Tag. Ich habe gut geschlafen auf der Rückbank meines Autos und es erscheint mir unglaublich, dass ich hier stehe. In der Kanalstraße in Kiel-Holtenau. Der Wecker meines Handys hat geklingelt, ich habe mir im Halbschlaf die Schuhe angezogen und bin raus in diesen Morgen. Völlig allein, kein Mensch zu sehen. Die Häuser stehen noch dunkel. Vor mir liegen ein paar Segeljachten an einem Steg, und weiter hinten, wenn man über den Kanal hinwegsieht, glitzert die Förde und in Kiel brennen noch die Laternen der Nacht. Die Blätter der Ahornbäume über mir dämpfen das frühe Licht noch einmal, aber ich bin mir sicher, dass es ein schöner Tag wird. Ein Sommertag mit großer Hitze. Ein Tag wie gestern, als ein Flimmern über den Feldern lag, die Halme honiggelb waren vor Trockenheit und ich die Autobahn verließ und lieber die Landstraße nahm bis nach Kiel. Ich fuhr am Zentrum der Stadt vorbei und dann über die Brücke auf die andere Seite über den Nord-Ostsee-Kanal, der tief unten liegt, und es hatte etwas von Amerika, hier rüber zu fahren, etwas vom Hudson River, nur dass der Fluss dort unten eben gegraben wurde.

Ein Auto fährt langsam die Kanalstraße entlang. Ein weinroter BMW-Kombi. Der Mann, der aussteigt, trägt eine blaue Latzhose. Er kommt auf mich zu und ich denke, dass ein Fischer doch keinen BMW fährt.

»Sind Sie der Sohn von meinem Macker?«

»Ihrem Macker?«

»Na, Walter eben.«

Ich gebe ihm die Hand und sage: »Bin ich. Das heißt, nicht sein Sohn.«

»Was denn dann?«, fragt der Fischer und lacht. Er wirkt schon sehr wach, das Gesicht ist eben und die Haare stehen wie eine graue Bürste vom Kopf ab. Seine Züge sind fein, und er sieht nicht aus wie jemand, der zur See fährt. Als würde er wissen, was ich denke, und als wollte er das Gegenteil beweisen, kramt er eine Pfeife aus der Tasche und eine kleine grüne Plastiktüte mit Tabak. Er stopft die Pfeife, zündet sie an und sieht immer noch nicht aus, wie ich mir einen vorgestellt habe, der die Tage allein auf dem Meer verbringt. Wir stehen beide unbeholfen da und ich deute zum Kanal, wo direkt vor der Schleuse ein Fischkutter vertäut ist. »Ihr Schiff?«, frage ich und das sieht genau aus wie ein Fischkutter. Weiß, mit einer stählernen Relling, einem Führerhaus, und das Steuerrad ist aus Holz. Auf so was war ich vorbereitet.

»Ja, meins, aber das nehmen wir heute nicht. Damit fahr ich aufs Meer. Wenn Heringszeit ist oder mal auf Dorsch. Heut nehmen wir den Lütten. Der liegt im Hafen.« Er zeigt mit dem Kopf auf die Schleuseninsel mitten im Kanal und ich nicke und frage mich, wo wir dann fischen werden.

»Vielleicht hat Walter verpennt. Das passiert ihm hin und wieder. Öfters in letzter Zeit sogar«, sagt der Fischer und dass er Josef Neuer heißt. Ich hätte gern einen Kaffee. Für einen kurzen Moment möchte ich in meinem Leben sitzen, in meiner Küche, und nicht neben Josef Neuer stehen.

Walter wollte gestern noch, dass ich bei ihm übernachtete. »Hab oft genug auf dich aufgepasst, damals.« Aber mir war das zuviel nach diesem gemeinsamen Abend fast zwanzig Jahre später, und so habe ich etwas von einem Hotel behauptet und war froh, gehen zu können. »Verschlaf nicht, mein Jung«, rief er mir hinterher, an die Tür gelehnt, angetrunken und achtzig Jahre alt. Ein merkwürdiges Bild für mich, der ich eigentlich gar keines mehr von ihm hatte.

»Komm, wir gehen. Walter war ja schon oft mit mir draußen«, sagt Josef Neuer und klopft die Pfeife am Hacken seines Gummistiefels aus. Wir fahren mit seinem Auto durch

das Tor auf der Schleuseninsel. Er zeigt einen Ausweis hoch und sagt, ohne mich anzusehen: »Wegen 11. September«, so als würde das alles erklären und auch Fischer in Kiel-Holtenau müssten sich beim CIA anmelden, wenn sie einen Hafen betreten. Wir gehen auf die schmale Eisenbrücke über der Schleuse, und das Wasser des von Metallwänden begrenzten Beckens ist voller Quallen. Wie das Sago in der kalten Kirschensuppe, die meine Mutter an Sommertagen kochte, drängen sie dicht an dicht. »Der Wind kommt von Osten«, sagt Josef Neuer. »Das drückt die Viecher dann in die Schleuse und in den Kanal. Da fängt man kaum Fische bei dem Wetter. Das hünnert schon seit Tagen so rum. Alles voll mit Algen und Quallen.« Auf einer Wiese steht ein kleiner roter Bauwagen aus Holz und durch das Fenster an seiner Rückseite sieht man Netze und Bojen bis unter die Decke gestapelt. Neuer öffnet das Vorhängeschloss und reicht mir eine orange Ölhoose und Gummistiefel. »Müsste passen. Die sind von meiner Frau und groß war die nicht.«

War hat er gesagt, und was macht seine Frau denn an Bord? Das bringt doch Unglück?, denke ich und dann gehen wir zu einem kleinen flachen Boot mit Außenbordmotor und fahren los, weg von der Schleuse, hinein in den Kanal. An Lagerhallen vorbei, großen Betonsilos und einer Werft. Vor uns spannt sich hoch die Autobahnbrücke. Vier Frachter hintereinander kommen uns auf der anderen Kanalseite entgegen, langsam wie riesige Tiere. Fast lautlos sind sie, nur unser kleiner Motor ist zu hören. Der Himmel ist taubenblau und die Silhouetten der Bäume am Ufer heben sich ab gegen den gelblich roten Streifen Licht am Horizont.

»Du bist ja noch da«, hatte Walter gesagt, als er mich vor ein paar Tagen in Hamburg anrief, in der Kanzlei. Es war früher Abend und für mich nichts Besonderes, noch am Schreibtisch zu sitzen und zu arbeiten. Die Sekretärin war gegangen und hatte wie immer das Telefon direkt auf mich durchgestellt. Der Fall vor mir war einfach und die Aktenlage

klar, als das Telefon klingelte und Walter diesen Satz sagte ohne jede Begrüßung.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob ich jemanden erwartet hatte, ob ich mich wunderte, dass das Telefon klingelte, oder selbstverständlich danach griff, ohne nachzudenken. Normalerweise rief nur Sarah um diese Zeit an und wir redeten kurz. Und wenn es bei mir später wurde, dann gab sie mir noch die Kinder, damit ich ihnen Gute Nacht sagen konnte. Aber Sarah rief nicht mehr an, seit Wochen schon nicht mehr.

Ich erkannte ihn nicht an der Stimme. Vielleicht ist das auch nicht möglich nach so einer langen Zeit. Walter redete mit mir, als müsste ich wissen, wer er sei, und hätte eigentlich auf seinen Anruf gewartet. »Das ist lange her«, hörte ich mich irgendwann sagen, und ich sah ihn vor mir in Güstrow. Wie er seinen gerade erst in Hamburg gekauften hellblauen Ford Escort belud mit Kisten und ich danebenstand und ihm zusah. »Warum gehst du jetzt?«, hatte ich ihn damals gefragt und er hatte geantwortet: »Das verstehst du vermutlich nicht.«

»Es ist doch vorbei«, sagte ich. »Du kannst fahren, wohin du willst und sooft du willst.« Vor seiner Garage lag der Garten farblos und ohne jedes Blatt. Das Jahr ging zu Ende, und ich glaube, mich verwirrte besonders, dass er so kurz vor Weihnachten ging, und so, als hätte er keine Zeit mehr.

Walter war sechzig damals. Ein alter Mann für mich, der selber dreizehn war. Wir hatten uns gerade erst kennengelernt, ein halbes Jahr vorher in Güstrow. Meine Mutter war mit mir dorthin gezogen, direkt nach der Zeugnisausgabe, so wie sie es jedes Mal gemacht hatte. Wir hatten drei Jahre lang in Leipzig gewohnt, und nun wollte sie es mit Mecklenburg versuchen. »Da ist es schön ruhig. Wir haben den Insensee vor der Tür. Das Krankenhaus hat mir eine Anderthalb-Raum-Wohnung besorgt. Und du kannst dir gleich im Sommer neue Freunde suchen.« Sie versuchte

mich aufzumuntern, aber das brauchte sie gar nicht. Ich war froh, aus Leipzig wegzukommen. Ich hatte keine Freunde, jedenfalls niemanden, den ich wirklich vermissen würde, und das einzige, was ich ihr übelnahm, war, dass sie bei ihren hastigen Ortswechseln nie wieder nach Berlin zog. Dorthin, wo sie mich geboren hatte.

Sie bekam immer leicht eine neue Arbeit als Krankenschwester und ich weiß nicht genau, wovor sie floh. Ob es eine Rastlosigkeit war, eine Langeweile, ihre Art, mit dem Eingesperrtsein in der DDR umzugehen, oder ob es doch nur eine Flucht vor den gescheiterten Liebesbeziehungen in Leipzig und davor in Jena war. Sie war erst 32 als wir nach Güstrow zogen, sie hatte mich mit 19 Jahren geboren und keine ihrer Liebschaften ging so weit, dass sie noch ein zweites Kind bekam. Wir blieben allein auf eine Art. Keiner der Männer zog zu uns, sie hielt mich da raus, um den Preis, dass ich relativ früh allein zu Hause bleiben musste, weil sie Nachtdienst hatte oder eben bei ihrem derzeitigen Freund war. Wenn ich aufwachte am frühen Morgen, saß sie dann aber immer in der Küche mit einer Tasse Kaffee und einer Zigarette. Sie trug noch ihren Schwesternkittel mit dem angesteckten Namensschild über der Brust, und sie sah müde aus und irgendwie zufrieden. Wenn ich in die Schule ging, machte sie mein Frühstück, und im Sommer, in den Ferien, in denen wir in Güstrow ankamen, schliefen wir beide dann bis zum Mittag.

Wir gingen zusammen ins Schwimmbad am Insee und ich sprang Körper vom Dreimeterbrett, das hatte ich mich in Leipzig noch nicht getraut. Ich wippte leicht auf dem Brett, sah hinunter und hatte nur Angst davor, dass ich überschlagen und mit dem Rücken auf die Wasseroberfläche knallen würde. Die Stadt war klein und wirkte wie ein Dorf gegen Leipzig, da nützte auch das Schloss nichts. Unsere Wohnung lag in einem Plattenbau, der nur vier Etagen hatte, und ich bekam tatsächlich ein eigenes Zimmer, einen

schmalen Schlauch mit Blick auf die Straße und mit einer Laterne vor dem Fenster.

Walter wohnte nebenan in einer heruntergekommenen Villa. Er bewohnte das Erdgeschoss, und bei ihm im Garten gab es alte Obstbäume, Büsche und eine große Wiese. Hinter unserem Haus hatten die Bewohner kleine Parzellen, in denen sie Gemüse zogen und die jeweils eine Rasenfläche hatten, die für einen Tisch mit ein paar Stühlen reichte.

Walter arbeitete in der Bettenaufbereitung des Krankenhauses. Das heißt, sie brachten ihm die benutzten Betten in den Keller, die Betten, in denen ein Kranker tagelang gelegen hatte oder sogar gestorben war, und er desinfizierte sie, bezog sie neu und stellte sie vor sein Kabuff wie Autos auf einen Parkplatz. Sein Ausreiseantrag lief seit fünf Jahren und sie hatten ihn hier in den Keller verbannt. Jahrelang war er Leiter der Sterilisationsabteilung gewesen, dann hatten sie ihm das Amt genommen und ihn an den entferntesten Ort gesetzt, den es in seiner Abteilung gab. Er hätte ausweichen, sich entziehen und irgendwo eine andere Arbeit suchen können. Aber das wollte er nicht. Dieses Aushalten im Keller gehörte für ihn wohl dazu. Meine Mutter kam mit ihm ins Gespräch, nachdem eine andere Schwester dort in dem fensterlosen neohellen Schlauch zu ihm gesagt hatte: »Du bist ja immer noch hier.« Und er hatte zurückgebrüllt: »An mir liegt es nicht.«

Der Fischer drosselt den Motor und macht ihn dann ganz aus. Mit einem langen metallenen Haken sucht er den Grund ab. Wir sind dicht am Ufer, das nur aus etwas aufgeschüttetem Sand besteht und ein paar kargen Büschen.

»Fahren Sie denn sonst mit Ihrer Frau hier raus?«, frage ich in die Morgenstille, die nach dem Ausschalten des Motors plötzlich entstanden ist. Sie lebt nicht mehr, da bin

ich sicher. Ich will, dass er das erzählt, und kann nicht sagen, warum. Er hat »Die war nicht groß« gesagt. War.

Josef Neuer hat das Netz gefunden und beginnt, es raufzuziehen. »Wir sind immer zusammen gefahren. Zwanzig Jahre lang. Als unser Lütter aus dem Haus war, ist sie mitgekommen. ›Was soll ich zu Hause?‹, hat sie gesagt. Mir war das gar nicht recht, erst. Und dann hatte die auch Ahnung. Setz mal die Netze hier, und am nächsten Tag waren die voll. Mensch du, hab ich gedacht«, sagt er und beendet den Satz nicht und zieht auch das Netz nicht weiter ein. »Und letztes Jahr ist sie einmal nicht mitgekommen, weil ihr nicht gut war, und wie ich nach Hause komm, sitzt sie da. Ganz kalt.«

Ich sehe ihn an und bereue meine Frage nicht. Eine Autofähre zieht an uns vorbei mit einem knallroten Rumpf und »Danube Highway« steht darauf. Neuer sieht ihr nach und holt dann das Netz weiter ein. Er trägt blaue Gummihandschuhe, und die zerrissenen Körper der Quallen in den Maschen glitzern in der Sonne wie Eisbrocken. Endlich ein Fisch, einer mit dunkelgrünen Streifen auf dem Rücken. Er zappelt nicht, sondern scheint sich eher zu strecken. Neuer dreht ihn langsam heraus und sagt: »Erster Fang'n Barsch, Fang in' Arsch.« Und dann lachen wir beide.

»Was sind Sie denn nun, wenn Sie nicht Walters Sohn sind? Mein Jung kommt, hat er zu mir gesagt, und dass du oder Sie früher ganz heiß waren aufs Angeln.«

»Wir waren Nachbarn in Güstrow, vielleicht auch mehr. Freunde, meine ich.«

»Vielleicht Freunde?« Neuer legt das leere Netz zusammen wie ein Wäschestück und wirft es vor sich auf den Boden. Er stopft noch einmal seine Pfeife und sieht mich an.

»Walter hat nicht viel erzählt über Güstrow und drüben. Aber wenn er mal was geredet hat, dann über euch. Nie über Stasi und so 'n Kram. Immer über deine Mutter und was das für ein Glück für ihn war. So eine schöne junge Frau am Ende des Lebens, und dass er wie ein Vater sein konnte

für ihren Jungen. Prachtkerl hat er Sie genannt. Nur dass Ihre Mutter nicht mit in den Westen wollte, selbst als die Mauer fiel. Dass sie zu feige war.«

»Er war zu feige zu bleiben«, sage ich und dann ist es mir unangenehm, so wie damals, als ich das nur dachte, während Walter seine Sachen in das Auto packte und wenig später für immer verschwand. Ich wollte nicht, dass er geht, aber wie hätte ich das sagen sollen?

»Wie haben Sie das vorhin gemeint: mein Macker?«, frage ich Neuer schnell.

»Das sagt man doch so. Walter hilft mir ab und zu. Wenn ich den Fisch verkauf in Holtenau. Oder er besorgt mir mal Köder oder so.«

»Mein bester Freund ist hier Fischer«, hatte Walter hingegen gesagt, als er mich in Hamburg in der Kanzlei anrief, und dass ich kommen sollte und mit ihnen rausfahren und fischen. Ich sagte zu. Ich war gierig auf alles, was mich aus dem Trott brachte, aus diesem Büroalltag und meinem Leben zu Hause. Seit Sarah ausgezogen war, konnte ich dort nicht gut sein. Ein halbes Jahr vorher hätte ich ihn abgewimmelt.

An dem Tag, an dem Sarah mich verließ, ging ich aus dem Büro nach Hause. Wie immer. Nur später. Wir hatten das so besprochen, so wie wir vieles besprochen hatten im letzten halben Jahr. Den anderen ausreden lassen, nachfragen, von sich erzählen. Die Familientherapeutin, zu der wir auf Sarahs Wunsch gingen, fragte sie irgendwann: »Lieben Sie Ihren Mann? Sie müssen wollen, sonst können wir uns das hier sparen.« Darauf wusste sie tatsächlich keine Antwort und ein paar Wochen später ist sie ausgezogen. Die Kinder wohnten im Wechsel bei ihr und bei mir, und wenn sie bei mir waren, kam ich mir selber fremd vor. So als wäre ich gar nicht ihr Vater, sondern eher ein Onkel. Wenigstens hatten sie noch ihr Kinderzimmer, das sah aus wie immer.